

Zeitschrift: Die Vorkämpferin : verfocht die Interessen der arbeitenden Frauen
Herausgeber: Frauenkommission der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz
Band: 11 (1916)
Heft: 5

Artikel: Die Maienforderung : der Achtstundentag
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-351100>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Und je länger diese dunkle Winterzeit währt und je mehr wie unsere Ohnmacht spüren, um so traumhafter scheinen uns unsere sozialistischen Zukunftsgedanken vom Weltfrieden und von Liebe und Brüderlichkeit der Menschen. Aber müssen wir vielleicht gerade doch durch diese Zeit der Hoffnungslosigkeit hindurch, um dann erst recht Frühling erleben zu können? Vielleicht ist es gut, wenn wir so recht einsehen müssen, daß wir uns früher in einem nicht ganz richtigen Glauben eingewiegt hatten und daß wir auf Dinge gebaut haben, die nicht standhalten? Nun erfahren wir, daß Solidarität und Gleichheit der Klasseninteressen allein noch nicht genügen, um uns alle zu einer Menschheit zu umfassen, daß große Organisationen und festgeschlossene Parteien noch keine Macht sind, die uns wirklich trägt. Nun sehen wir auch, daß der sozialistische Name noch nicht den sozialistischen Geist verbürgt, sondern daß sich dahinter ein schlimmer Despotismus und Herrngeist verbergen kann, als wir ihn außerhalb finden. Aber heißt das, wir müßten nun auch am Sozialismus verzweifeln? Nein, es heißt nur, daß wir den rechten Sozialismus nicht besaßen. Der hebt sich nur um so leuchtender aus allen Verzerrungen hervor und ruft uns zu sich. Ihn gilt es zu erfassen, das fahren zu lassen, was uns täuschte und dem Sozialismus uns wieder hinzugeben, der einst wie ein wunderbarer Frühling durch die Völker zog und der diese Wundermacht noch immer besitzt.

Dieser Sozialismus ist aber vor allem ein stiller und unerschütterlicher Glaube an die Macht des Guten, das zum Siege kommen muß und dem wir zu dienen haben, koste es, was es wolle. Die ersten Sozialisten, die großen Führer aller Zeiten, fragten nicht nach persönlichem Vorteil und äußerer Macht. Sie dienten ihrer Sache, mochte es auch in Opfer und Leid gehen. Aber ihr Leben wurde gerade dadurch so viel reicher als das der andern, und sie ließen sich nicht entmutigen und erbittern, und sie blieben treu. Wie hätten sie das tun können, wenn sie nicht den Glauben an das Gute befaßen hätten! Und ohne ihn werden wir auch unser Sehnen nach dem Völkerfrühling nicht erfüllt sehen. Mit ihm wollen wir uns wieder neu und fest zum Sozialismus stellen, er soll aufblühen in allen Herzen, vor allem in den Frauen- und Mütterherzen. Und wenn er dort Wurzeln faßt, dann wird es bald überall zu blühen und zu grünen anfangen, dann ist unser Hoffen festgegründet, dann finden sich überall Hände, die sich fassen und die von Land zu Land an der neuen Menschheit arbeiten. Haben wir erst einmal Vertrauen in die Menschen, dann werden Kanonen und Kriegsschiffe, aber auch Zwang und Gewalt, überflüssig!

Wenn dieser Glaube das erste ist, das wir besitzen müssen, so doch nicht das einzige. Wir lassen auch den Mai nicht blühen und wachsen und schauen untätig zu, sondern legen Hand an, pflegen und schaffen, um seine Kräfte nutzbar zu machen. So heißt es auch für uns: unsern Glauben, unsern Sozialismus, hineintragen in alle die Gemeinschaft, die wir mit den andern haben. Ihn leben in der Familie, im Verkehr, und vor allem in unseren Organisationen. Das ist unsere Aufgabe: uns mit andern zusammenzutun, und dann die Vereine durchdringen mit solchem sozialistischen Leben.

Aber wir wollen nicht blind sein! Wir wollen nicht ver-
gessen, daß uns alle unsere schönen Pläne und Entwürfe nichts nützen, wenn wir der Wirtschaftsordnung, die sie uns bisher unmöglich macht, weiter alle Macht lassen. Solange wir im Kapitalismus bleiben, solange die Welt regiert, wird er seine Kanonen und Panzerschiffe immer wieder hervorholen und wir bleiben machtlos, wenn wir ihm die Möglichkeit dazu nicht abringen wollten. Nicht nur im Kampf der Geister und der Lebensauffassungen, auch im Kampf um die Wirtschaft müssen wir unsern Sozialismus begründen. Und haben wir eingesehen, daß wir im sozialistischen Geiste noch nicht fest und klar waren, so müssen wir auch anerkennen, daß wir den wirtschaftlichen Kampf noch

nicht genug führen! Und dies ist ebenso sehr eine Frauenaufgabe, wie jenes.

Die Macht des Kapitalismus liegt darin, daß er bei uns seine Waren absetzen und seine Profite machen, daß er unsere Arbeitskraft benutzen und mit unseren vereinten Ersparnissen neue Unternehmungen begründen kann. Solange wir ihm abkaufen, arbeiten und sparen, bringen wir ihn zu immer größerer Macht. Wann werden wir endlich anfangen, unseren eigenen genossenschaftlichen Betrieben diese Macht zuzuführen? Bei uns selbst kaufen, Möglichkeiten schaffen, bei uns selbst zu arbeiten und für uns selbst zu sparen?

In dem Maße, in dem wir dies tun, schaffen wir sozialistische Gemeinschaft, erbauen wir die Möglichkeit, in dieser Gemeinschaft Sozialismus zu pflegen. In dem Maße, als wir so handeln, schlagen wir feste Brücken von Land zu Land, mit jedem genossenschaftlichen Unternehmen, mit jedem solchen wirtschaftlichen Band zwischen den Völkern machen wir eine Kanone um die andere überflüssig und unmöglich.

Aber heute sind unsere Genossenschaften noch keineswegs das, was sie wollen und sollen. Sie sind — dank unserer Untätigkeit — noch schwach, und sind vor allem noch nicht sozialistische Gemeinschaften. Und darum kommen wir auch hier wieder auf unsern Ausgangspunkt zurück: Wir brauchen den lebendigen Sozialismus, den festen Glauben an das Aufwärtsschreiten der Menschheit. Ohne den bleiben unsere Organisationen tot und einflußlos.

Wenn wir aber das wissen, wenn wir so viele Aufgaben sehen, wenn wir merken, wie wir erst am Anfang einer großen, weiten Arbeit stehen, können wir da verzweifeln? Spüren wir es denn nicht, wie der Damm des Winters auch von unseren Herzen zu weichen beginnt, wie neues Leben und neues Hoffen in uns keimt: Wir dürfen alle mithelfen, wir können uns aus unserer eigenen Not befreien, und wir können der zerrissenen Menschheit zu einem neuen Frühling verhelfen. So dürfen wir doch Maifeier halten. So können wir doch glauben, daß der Sozialismus in uns und durch uns seine alte Wunderkraft bewahren wird, so wird es durch alle Not und alles Leid, durch unsere eigenen Sorgen und Kämpfe hindurchtönen:

Drum still, und wie es frieren mag,
O Herz, gib dich zufrieden,
Es ist ein großer Maientag,
Der ganzen Welt beschieden!

D. S.

Die Maieforderung: der Achtfundentag.

Der Maientag wird dieses Jahr eine besonders eindringliche Demonstration, ein flammender Protest gegen den Massenmord an den Völkern sein, dessen sich der Kapitalismus auf den Schlachtfeldern des Krieges und der Arbeit schuldig macht. Zu den ungezählten Millionen getöteter und verstümmelter blühender Männerleben gesellen sich die ungeheuren Opfer an verwüsteter und zerstörter Frauen- und Kinderkraft in den Fabriken, in der Industrie und in den mannigfaltigen Betrieben, in denen in allen Ländern in rasendem Wettlauf für den Kriegsbedarf gearbeitet wird. Und schon bereitet sich das durch den Krieg gewaltig verstärkte deutsche Unternehmertum vor, durch eine dem Taylor-System nachgebildete, den europäischen Verhältnissen angepasste Arbeitsmethode, das „Besensfelder“-Prämien-System, die Leistungen der Arbeiter noch mehr und damit ihre Ausbeutung ins Ungemessene zu steigern. Solchen Ansinnen gegenüber muß die Forderung nach dem Achtfundentag: Acht Stunden Arbeit, acht Stunden Schlaf, acht Stunden Muße, mit noch größerer Wucht als wie bis anhin erhoben werden. In erster Linie für die arbeitenden Frauen und Jugendlichen, wie dies in Oesterreich durch die Genossinnen geschieht.

Den Achtfundentag wollen gegenwärtig die vierhunderttausend Eisenbahner in Nordamerika erkämpfen. Am

1. März veranstalteten sie darüber eine Abstimmung und lehnten von vorneherein die Annahme eines Schiedsgerichtes ab. Im Staate Uruguay in Südamerika ist der Achtfundentag zur Bekämpfung der großen Arbeitslosigkeit gesetzlich eingeführt worden. Seit dem 1. Januar darf dort in keinem Beruf länger als acht Stunden gearbeitet werden. Bis wir in der demokratischen Schweiz einmal so weit sind, wird noch viel Wasser den Rhein hinunter fließen.

Warum ist der Arbeitslohn der Frau niedriger als der des Mannes?

Daß der Arbeitslohn der Frau niedriger ist als jener des Mannes, ist eine längst festgestellte Tatsache. Jede Fabrik- und Heimarbeiterin, die Verkäuferin, das Dienstmädchen, die Kellnerin wie die Lehrerin wissen das nur zu gut. Wenn sie alle auch gleichwertige Arbeit leisten wie der Arbeiter, wie der Mann, erhalten sie doch nur zwei Drittel oder die Hälfte seines Arbeitslohnes.

Warum ist es so? Warum ist die Frau als solch minderwertiges Wesen eingeschätzt, daß sie für alles, was sie vollbringt, was sie schafft, nur halben Lohn erhält, während sie für alles, was sie kauft, den vollen Preis bezahlen muß? Das Brot und das Zimmer, ihre Schuhe und Kleider, die unentbehrlichsten Gegenstände zum Leben wie ihre Schmuckfachen, muß sie ebenso teuer wie der Mann bezahlen. Warum ist denn ihr Arbeitslohn niedriger als der des Mannes, warum wird ihre Arbeit nur als halbe Arbeit bezahlt?

Es sind drei Ursachen mancherlei.

Die Frau lebt seit Jahrhunderten in Knechtschaft. Ihre zahlreichen Beschäftigungen in der Haushaltung, ihre Arbeiten im Hause und auf dem Felde, wie nützlich sie auch sein mögen, werden vom Manne nur als Aushilfsarbeit angesehen, aber nicht als eine einkömmliche Tätigkeit, die zur finanziellen Besserstellung der Familie direkt beiträgt. Eine emsige arbeitssame Frau wird vom Manne mehr nur als eine tüchtige Magd angesehen. Ihre Arbeit ist wohl unentbehrlich für das Wohl der Familie, aber die Frau selbst lebt vom Verdienste des Mannes.

Das ist die Meinung des letzteren. So schätzt er die Arbeit der Frau in Haus und Familie. Diese wirtschaftliche Unterdrückung infolge der Herrschaft des Mannes in der Familie hat dazu geführt, daß die Frau sich selber als ein niedrigeres Wesen ansieht. In der Familie seit Jahrhunderten unterdrückt und unterschätzt, hat sie den Mut zum Protest, zur Gegenwehr verloren, es fehlt ihr der revolutionäre Wille zum Widerstand. Ihre Interessen, ihre geistigen Bestrebungen, gehen nicht über den Kreis ihrer Familie, ihrer Küche hinaus.

Der Kapitalismus, der die Frau aus ihrem Heim herausgerissen, hat es gut verstanden, den Sklavensinn und die Nachgiebigkeit der unterjochten Frau zu seinen Gunsten auszunützen.

Obwohl die Frau heute nicht mehr vom Verdienste des Mannes lebt, obwohl sie jetzt in die industrielle Erwerbsarbeit hineingezogen, vom Kapitalismus ausgebeutet wird und dem Unternehmer gleich dem Manne Mehrwert verschafft, wird die Arbeiterin auch vom Kapitalisten als Sklavin angesehen und ist ihr Arbeitslohn auf das tiefste Niveau herabgedrückt.

Ohne Zweifel ist der niedrige Frauenlohn eine Folge davon, daß die Frau seit den Anfängen ihrer industriellen Betätigung nur zur Beihilfe für die Familie in der Fabrik oder in der Werkstatt arbeitet. Da der Arbeitslohn des Mannes für den Unterhalt der ganzen Familie nicht mehr ausreicht, muß die Frau mit ihrem Verdienste zu Hilfe kommen. Dieser wird nur als eine Ergänzung zum Männerlohne betrachtet. Und deshalb begnügt sich die Frau mit einer niedrigeren Belohnung. Infolge der Unterjochung, der untergeordneten Stellung in der Familie, hat die Frau sich daran gewöhnt, ihre Bedürfnisse bis auf das

äußerste einzuschränken. Der Mann als Ernährer ist von vorneherein zu weitergehenden Ansprüchen berechtigt. Er lebt besser als die Frau, die mit ihren Kindern oft genug hungert und mit ihnen unter den Folgen der Unterernährung leidet. So sind dank der unvernünftigen Bescheidenheit der Frau ihre Ausgaben für ihren Unterhalt viel zu klein. Aber gerade diese Sparbarkeit wird vom Unternehmer begrüßt, da sie ihm die Möglichkeit gibt, den Arbeitslohn der Frau noch mehr herabzudrücken.

Je geringer die Bedürfnisse des Arbeiters sind, je weniger er für sich selber und seine Familie braucht, desto geringer ist sein Arbeitslohn, desto schwächer und widerstandsloser ist er im Kampfe um ein besseres Dasein. Diese Tatsache hat der Kapitalist immer vor Augen und deshalb bevorzugt er die willige und billige Frauenarbeit vor der anspruchsvolleren Männerarbeit.

Die Tatsache, daß die Erzeugnisse der Frauenarbeit lange Zeit nicht auf den Handelsmarkt kamen, daß sie vielmehr dem Verbrauch in der Familienwirtschaft dienten, hat auch nicht wenig zum niedrigen Arbeitslohne der Frau beigewirkt.

Eine weitere Ursache liegt in der mangelhaften beruflichen Ausbildung. Die Frau hat meistens keine gewerbliche und technische Schulung durchgemacht und ist es vielfach diesem Umstande zuzuschreiben, wenn sie in den niedriger entlohnenden Industriezweigen oder in solchen Abteilungen beschäftigt wird, in denen nur Ungelernte und daher schlecht bezahlte Arbeitskräfte verwendet werden.

B i n a.

Unglaubliche Hungerlöhne in der Stickerie.

Die st. gallischen und appenzellischen Handsticker, mitunter wahre Künstler in ihrem Beruf, sind heute zu einem erbärmlichen Hungerdasein verurteilt. Dies zeigt am besten die Sticken-Noten eines Einzelstickers aus Gossau. Daran geht folgendes hervor: Pro Streifen 154 Stiche, Rapport 4/4, Garn und Seide, prima Arbeit, Bezahlung 40 Prozent, das heißt 0,4 Rp. pro Stich. Jeder Streifen braucht einen Nädling Garn zu 30 Rp. Die Seide wird von der Firma geliefert. Dieser Sticker arbeitet in 13 Stunden täglich elf Streifen, gleich 1694 Stiche. Dafür erhält er Fr. 6.77. Davon gehen ab: Fädlerlohn 2 Fr., Garn 11 x 30 Rp., macht Fr. 3.30; Nachsticken 40 Rp.; Maschinenzins 50 Rp.; Heizen, Del und Nadeln 80 Rp.; zusammen an Ausgaben per Tag 7 Fr. Diesem Sticker wollte also zugemutet werden, 13 Stunden täglich streng zu arbeiten, um nur die allernotwendigsten Auslagen zu decken, ja, er hätte noch 13 Rp. hinzulegen müssen. Ihm blieb daher nichts anderes übrig, als zum Fergger zu gehen und mehr Lohn zu verlangen oder aber solche Arbeit zu verweigern.

Frauentag 1916.

Wir, die wir unter günstigeren Verhältnissen für die Forderungen des internationalen Frauentages zu wirken in der Lage sind, bewundern den Selbstenmut, die Ausdauer, die Gefinnungstreue und Zielklarheit unserer unerschrockenen, tapfern Klassenkämpferinnen in den kriegsführenden Staaten.

Wir geben euch die Versicherung, daß euer Beispiel anfeuernd auf uns wirkt, daß auch wir Schweizer Genossinnen uns nicht begnügen mit Sympathiebekundungen, sondern, daß wir als Bekämpferinnen des internationalen Sozialismus bereit sind zu handeln.

Wir geloben euch, daß unsere Gefühle der Solidarität, unser Klassenbewußtsein uns alle vereint zu einem Willen: Zum Kampf gegen den Kapitalismus, gegen den Militarismus, gegen den Imperialismus, für den Sozialismus und für den Frieden!